

Predigt über Johannes 2,1–11

Und am dritten Tag geschah eine Hochzeit in Kana, Galiläa, und die Mutter Jesu war dort. Auch Jesus und seine Jünger waren zur Hochzeit geladen. Und als es an Wein mangelte, sagt die Mutter Jesu zu ihm: sie haben keinen Wein. Jesus sagt zu ihr: was habe ich mit dir zu tun, Frau! Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Seine Mutter sagt zu den Dienern: was er euch sagt, das tut. Es waren aber dort sechs steinerne Wasserkrüge aufgestellt, gemäß der Reinigung der Juden, die fassten je zwei bis drei Maß. Jesus sagt zu ihnen: füllt die Krüge mit Wasser. Und sie füllten sie bis obenhin. Und er sagt zu ihnen: Schöpft jetzt und bringt dem Weinmeister. Und so brachten sie ihm. Wie aber der Weinmeister das Wasser kostete, das Wein geworden war, und nicht wusste, woher es war – die Diener aber, die das Wasser geschöpft hatten, wussten es –, ruft der Weinmeister den Bräutigam und sagt zu ihm: jeder Mensch setzt zuerst den guten Wein vor, und wenn sie berauscht sind, den geringeren; du hast den guten Wein bis jetzt behalten. Dies tat Jesus als Anfang der Zeichen in Kana, Galiläa, und seine Herrlichkeit leuchtete auf, und seine Jünger vertrauten ihm.

Eine heitere Geschichte steht da fast am Anfang dieses Buchs, eine angeheiterte Szenerie, Wein, Weib und Gesang. Eine Hochzeit auf dem Land. Viele sind gekommen, um das Glück zu feiern, das da zwei miteinander gefunden haben, die einander gefunden haben. Viele feiern das Fest der Liebe. Klar, dass dazu auch was zu essen und, wichtiger noch, was zu trinken gehört, und zwar nicht bloß Wasser und Brot. Dass der Wein erfreue des Menschen Herz und sein Antlitz schön werde vom Öl, preist der 104. Psalm. Und im Richterbuch heißt es sogar, dass der Wein Götter und Menschen fröhlich macht. Wer die beiden sind, die hier heiraten, erfahren wir nicht. Aber jedenfalls gehört die Mutter Jesu zu den Freunden des Paares, ist eingeladen und ihr Sohn und seine Freunde gleich mit. Und wo Jesus zu Gast ist – komm, Herr Jesus, sei unser Gast –, da wird er heimlich zum Gastgeber. Sei es, dass die beiden mit so vielen Gästen gar nicht gerechnet hatten, sei es, dass sie einfach arme Leute waren, irgendwann stellt sich heraus: der Wein ist alle, das rauschende Fest droht abzustürzen, sozusagen auszutrocknen und zu verdorren, karg und kümmerlich zu enden, peinlich für die Gastgeber und verstörend für die Gäste. Es mag unter uns Menschen geben, die zwar nicht gerade herzlos, aber doch äußerst nüchtern darauf hinweisen, dass das ja keine Katastrophe ist, dass in der Bibel an anderer Stelle immerhin von Hungersnöten die Rede ist und Wein jedenfalls nicht lebensnotwendig ist, nicht zum Existenzminimum gehört, sondern Luxus ist, streng genommen und eben sehr nüchtern betrachtet überflüssig. Doch gerade dieses Fehlen von Überfluss, von Überflüssigem und Überfließendem ist hier Bild und Inbegriff des Mangels – die Situation, wo's vorne und hinten nicht reicht, wo nur noch geknappst und gekargt wird, wo allenfalls der noch vorhandene Wein verwässert wird.

Nicht Bräutigam oder Braut, sondern die Mutter Jesu ist es, die zur Sprecherin dieser Situation wird, diesen Mangel signalisiert, indem sie Jesus darauf anspricht. Natürlich hält sie ihren Sohn nicht für ein Heinzelmännchen oder eine gute Fee. Sie weiß aber oder ahnt, dass in seiner Person das glatte Gegenteil von Mangel und Kargheit gekommen ist: die Fülle des Lebens. Aus seiner Fülle haben wir genommen Gnade um Gnade, hörten wir aus dem Vorwort des Johannesevangeliums, und an anderer Stelle sagt Jesus selbst: ich bin gekommen, dass sie Leben haben, und zwar überreich. Auch in den anderen Evangelien wird deutlich, dass Jesus nicht gerade der Ruf eines Asketen vorausging, dass er im Gegenteil als Fresser und Weinsäufer verschrien, bzw. in entsprechenden Kreisen als solcher wohl auch beliebt war. Es steht also nicht zu befürchten, dass er die Mangelanzeige seiner Mutter sauertöpfisch mit dem Hinweis darauf beantwortet, dass man auch ohne Alkohol fröhlich sein kann, oder, wie es seiner Kirche dann zur zweiten Natur wurde, mit einem sozialetischen Appell an die Gäste, von zuhause oder irgendeiner

anderen Tankstelle sofort mindestens eine Flasche zu holen: wenn alle alles mit allen teilen, reicht es für alle und nichts wird alle.

Dennoch: sie erhält von Jesus eine äußerst schroffe Antwort: Frau, was habe ich mit dir zu tun? Was ist zwischen mir und dir? Meine Stunde ist noch nicht gekommen. Diese Antwort klingt nicht nur schroff und brüsk, sie ist auch rätselhaft. Es gehört zu den Besonderheiten dieses vierten Evangeliums, dass Jesus einem Zeittakt, einem Stundenplan unterworfen ist. Es war die dritte, die sechste, die neunte Stunde, teilt uns der Erzähler gelegentlich mit, obwohl wir gar nicht wissen, ob zuvor Tage, Wochen oder Jahre vergangen waren. Mehrfach scheitert eine Verhaftung Jesu oder ein Anschlag auf ihn, was der Erzähler mit den Worten begründet: seine Stunde war noch nicht gekommen. Erst am Ende heißt es ausdrücklich: Jesus erkannte, dass seine Stunde gekommen war. Seine abweisende Antwort hier: meine Stunde ist noch nicht gekommen, ist so zugleich ein Hinweis auf seine Kreuzigung – und das ist auch neben unserer Geschichte die einzige Stelle, wo die Mutter Jesu erwähnt wird. Sinn und Ziel seines Lebens und Sterbens – meine Stunde –, Inhalt seiner Sendung ist durchaus die Abschaffung von Mangel, Armut und Kargheit, die Gabe von Leben und Fülle. Nicht dem Inhalt der Bitte seiner Mutter erteilt er eine Abfuhr, etwa: warum soll ich für Wein sorgen? Ich habe höhere Ziele!, sondern dem Zeitpunkt: noch nicht. Maria scheint die schroffe Antwort auch gar nicht als Abfuhr zu betrachten, nimmt das Noch nicht nicht besonders ernst, sondern rechnet damit, dass ihr Sohn schon was tun wird, und gibt vorsorglich bereits den Dienern entsprechende Anweisungen: was er euch sagt, das tut.

Sechs steinerne Wasserkrüge stehen da, gemäß dem Brauch jüdischer Reinigung. Gesegnet seist du, Ewiger, unser Gott, König der Welt, der uns geheiligt hat mit seinen Geboten und uns geboten hat, die Hände zu waschen – so beginnt der Siddur, das jüdische Gebetbuch. Eine allmorgendliche Erinnerung daran, dass der Glaube nicht nur Herz und Mund prägen und bestimmen soll, sondern auch die handgreifliche Praxis. Gerade das Händewaschen hat ja in unseren Tagen Aktualität gewonnen, wir sind beschämt, das irgendwann einmal als leeres Ritual abgetan zu haben. Es ist nämlich nicht gering zu schätzen, wenn Religion dafür sorgt, dass unsere Hände sauber bleiben – entschieden wichtiger als die Weste –, dass wir uns klar darüber sind, wo wir Hand anlegen und wovon wir lieber die Finger lassen. Und so ist es kein Zufall, sondern voll Sinn und Bedeutung, dass Jesus gerade diese Gefäße nutzt, um dem Mangel abzuhelpen. Er ist weit entfernt davon, Rituelles als bloß Rituelles abzutun oder gar abzuschaffen, sondern er weiß und demonstriert, dass in den Worten der Tora, der Weisung Gottes Leben ist, Lebensfülle und Lebensfreude. Er enthüllt die Gnade und Wahrheit der Tora des Mose.

Und nun geht alles so schnell, dass der Erzähler sichtlich Mühe hat zu folgen: die Diener schöpfen – aber was? – und bringen das dem Oberschenk, dem Weinmeister. Der kostet das Wasser, das zu Wein geworden war – oder kostet den Wein, der Wasser gewesen war – und weiß nicht, woher dieses Wasser oder dieser Wein kommt, die Diener aber, die das Wasser geschöpft hatten, die wussten es: nämlich dass dieser Wein doch eben noch Wasser war. Etwas heiter Listiges schwingt da mit beim Erzähler. Er freut sich an diesem Bündnis, dieser Mitwisserschaft zwischen Jesus und den Unteren, den Dienern, das die Oberen, Wein-Chef und Bräutigam, ahnungslos lässt. Diese diebische Freude gehört zur frohen Botschaft, von der Fülle und der Freude des Lebens, der Beseitigung des Mangels: Jesus als heimlicher Gastgeber, als Bräutigam inkognito. Ein Kapitel später zieht Johannes der Täufer diesen Vergleich – und zwar auffälligerweise bei einem Streit um die Reinigung. Wer die Braut hat, ist der Bräutigam, sagt Johannes da. Der Freund des Bräutigams aber, der dabeisteht und auf ihn hört, der freut sich hochofrenet über die Stimme Bräutigams. Diese meine Freude ist erfüllt. Der Weinschenk aber, ahnungslos, hält natürlich den offiziellen Bräutigam für den Gastgeber und behauptet, der habe den besten

Wein bis jetzt zurückgehalten. Das zeigt: Jesus hält Mangel nicht nur für ein quantitatives Problem. Wenn er für Wein sorgt, dann für sehr guten.

Die Geschichte hat zwar keine Überschrift, aber eine äußerst ausführliche Unterschrift, ein feierliches Schlusswort: Dies tat Jesus in Kana, Galiläa, als Anfang der Zeichen. Und seine Herrlichkeit leuchtete auf. Und seine Jünger vertrauten ihm. Ein Zeichen soll etwas zeigen und anzeigen, demonstrieren – und Anfang der Zeichen gibt dem Geschehen zusätzlich programmatische Bedeutung. Versuchen wir also, die Zeichensprache dieser Geschichte vom geretteten Fest zu entschlüsseln und die Herrlichkeit Jesu in ihr leuchten zu sehen. Eine Hochzeit mit entsprechendem Festessen und Trinkgelage ist in der Bibel oft ein Gleichnis für erfüllte Zeit, für die Endzeit, das Reich Gottes. Dass diesem Fest hier der jähe Absturz in Peinlichkeit und Lächerlichkeit droht, zeigt, wie Johannes die Situation seines Volkes sieht: sehnsüchtig nach dem Leben in ganzer Fülle, aber verschmachtet, Mangel leidend. Die Reich-Gottes-Hoffnung dieses Volkes droht lächerlich zuschanden zu werden. Die Mutter Jesu verkörpert dieses Volk, das Jesus hervorgebracht hat. Mit seiner Zeichenhandlung zeigt Jesus, dass er gekommen ist, diese Situation zu ändern: Ich lag in schweren Banden, du kommst und machst mich los; ich stand in Spott und Schanden, du kommst und machst mich groß und hebst mich hoch zu Ehren.

Diese frohe Botschaft gilt nun auch uns, der grauen und kärglichen und pflichtbewussten, der allzu nüchternen evangelischen Kirche. Wir nennen uns evangelisch, weil wir das Evangelium, die frohe Botschaft für die Überschrift der ganzen Bibel und darum auch für das Thema der Kirche halten, machen aber keinen frohgemuten Eindruck. Kirchliches Leben ist nicht immer berauschend – und dass die ersten Jünger angesichts der Fülle des Geistes für betrunken gehalten wurden, finde ich eine beneidenswerte Verwechslung. Kirchliche Versuche, der frohen Botschaft zu entsprechen, haben oft was Bemühtes. Heinrich Heine hatte in der christlichen Vertröstung der Armen auf einen besseren Himmel einen Betrug der Reichen und Herrschenden gesehen, die selbst durchaus das irdische Leben genießen: sie trinken heimlich Wein und predigen öffentlich Wasser. Bei der heutigen evangelische Kirche ist es eher umgekehrt, und das ist nicht besser: wir predigen öffentlich Wein und trinken heimlich Wasser oder Kaffee, bleiben jedenfalls stocknüchtern. Der Anfang der Zeichen zeigt uns Jesus und seinen Vater als Liebhaber des Lebens, zeigt, dass es ihnen nicht nur ums richtige Leben geht, sondern um gutes Leben. Für alle.

Und nun hören wir diese heitere Geschichte in einer Zeit, in der an Feiern gar nicht zu denken ist, wir auch hier im Gottesdienst zueinander auf Abstand gehen müssen oder Gottesdienste wie alle leiblichen Treffen meiden und scheuen. Eine Zeit der geistlichen, seelischen und leiblichen Dürre. Wir leiden Mangel, hoffen auf bessere Zeiten, auf Leben in ganzer Fülle. Wir werden diese Erfahrung nicht vergessen, werden in den dann besseren Zeiten daran denken, dass unser Glaube nicht nur etwas Innerliches ist – Gott und die Seele, die Seele und ihr Gott –, sondern auf leiblich spürbare Gemeinschaft angewiesen ist: zusammen feiern, essen, viel und sehr guten Wein trinken. So weckt die Geschichte unsere Sehnsucht und unser Seufzen: Amen, ach komm, Herr Jesus! Bring uns wieder zusammen zu einer heiteren, manchmal auch angeheiterten Gemeinschaft! Verwandle unsere leider nötige Reinigung zum Leben in ganzer Fülle!

Amen.